



Martin Arnold Roland Gerth

Die Naturpärke in der Schweiz

Das grosse Wander- und Erlebnisbuch

Umschlagbild: Verlandungszone am Obersee im Erstfeldertal. Das Gebiet im Kanton Uri war ein Teil des Projekts Regionaler Naturpark Urschweiz, das aber nach der Ablehnung auf lokaler Ebene im Herbst 2010 aufgegeben wurde.

Seite 2: Der Herbst zieht in die Jaunbachschlucht ein, die zum Regionalen Naturpark Gruyère Pays-d'Enhaut gehört. Bald wird der Wasserfall zu Eis erstarren.

© 2011

AT Verlag, Baden und München

Lektorat: Christina Sieg, Zürich

Fotos: Roland Gerth, www.rolandgerth.ch

Kartenausschnitte: Atelier Guido Köhler & Co., Binningen

Lithos: Vogt-Schild Druck, Derendingen

Druck und Bindearbeiten: Druckerei Uhl, Radolfzell

Printed in Germany

ISBN 978-3-03800-563-6

www.at-verlag.ch

Inhalt

6	Vorwort	108	Thunersee-Hohgant Kohle aus luftigen Höhen
8	Einleitung Was ist ein Park?	118	Gantrisch Aufbruchstimmung im Naturpark Gantrisch
10	Schweizerischer Nationalpark Parc Naziunal Svizzer – Ein einzigartiges Freiluftlabor	128	Diemtigtal Die Alp lebt
18	Val Müstair Ein Himmel mit vielen Gesichtern	136	Gruyère Pays-d’Enhaut Es wächst zusammen, was zusammengehört
28	Ela Der Park im Herzen Europas	144	Jura vaudois Alle Zeit der Welt
38	Beverin Der Park – Ein wetterfestes Haus	154	Doubs Eine Landschaft der Stille
48	Adula Überzeugungsarbeit steht an	164	Chasseral Pioniere im Sturm
58	Locarnese Heimat mit Dornen – und eine mögliche Zukunft	174	Thal Die stille Natur und das lebendige Thal
68	Binntal Geborgenheit in lebendiger Heimat	184	Jurapark Aargau Im Einklang mit dem «Dreiklang»
78	Pfyn-Finges Von Geistern und schauderhaften Schlangen	194	Zürich Sihlwald Naturerlebnis vor den Toren der Grossstadt
88	Val d’Hérens Hier regiert Königin Kuh	204	Übersicht Pärke und Parkprojekte
98	Entlebuch Der Vorreiter aus dem Luzerner Hinterland	205	Fotograf und Autoren

Vorwort

Im März 2000 startete Pro Natura die Kampagne «Gründen wir einen neuen Nationalpark!» Sie lud alle Gemeinden der Schweiz ein zu prüfen, ob sich ihr Gebiet für einen neuen Nationalpark oder ein anderes grosses Schutzgebiet eignen würde. Zehn Jahre später hat es auf der Schweizer Karte so viele Pärke, wie damals niemand zu träumen wagte: Vier neue Pärke sind in Betrieb und fünfzehn in der Errichtungsphase. Zusammen mit dem bestehenden Schweizerischen Nationalpark macht das 20 Pärke und Parkprojekte!

Der Weg dahin war lang und hart. Es dauerte Jahre, bis die gesetzlichen Grundlagen geschaffen und damit wenigstens bescheidene Bundesmittel auf Dauer gesichert waren. Mehrere aussichtsreiche Projekte erlitten Rückschläge oder wurden abgebrochen. Das alles ändert nichts daran, dass die Bewegung für neue Pärke in der Schweiz eine Erfolgsgeschichte ist.

Erfolg inwiefern? In der Bewahrung des natürlichen und kulturellen Erbes, in der Ankurbelung der regionalen Wirtschaft, in der Sinngebung für die Bevölkerung einer Randregion oder alles zusammen? Die Pärke der neuen Generation sind der Nachhaltigkeit verpflichtet. Sie sollen alle drei Bereiche integrieren: Natur und Umwelt, die regionale Wirtschaft und die lokale Gesellschaft.

Diese Absicht ist eine Gratwanderung zwischen teilweise sich widersprechenden Interessen, die fast der Quadratur des Kreises gleichkommt. Naturschützer und Pro Natura bemängeln, in den Pärken werde zu wenig für die Erhaltung und Förderung der Natur getan. Umgekehrt wehren sich Gewerbetreibende gegen zu strikte Einschränkungen für ihre Betriebe und die Tälgemeinschaften gegen die «Vögte aus Bern». Eine Untersuchung in der Biosfera Val Müstair hat gezeigt, dass sich die beiden Pole «Mehr Natur» und «Mehr regionale Entwicklung» recht gut verschiedenen Gruppen zuordnen lassen. Überspitzt gesagt wollen die Einheimischen mehr regionale Entwicklung, Besucherinnen und Besucher dagegen mehr Natur. Angesichts dieser Erkenntnis wundere ich mich nicht, dass man in der Entstehungsphase der lokalen Bevölkerung die Pärke in erster Linie mit wirtschaftlichen Argumenten begründet hat.

Das dürfte sich ändern, wenn die Pärke erst einmal in Betrieb sind. Schliesslich leben sie von ihren Besucherinnen und Besuchern. Auf die Dauer werden nur die Pärke Bestand haben, in denen der Gast wahrnimmt, dass hier die Natur einen sichtbar höheren Stellenwert hat als ausserhalb der Pärke. Ich bin auf die weitere Entwicklung gespannt. Die Parklandschaft in der Schweiz wird in Bewegung bleiben.

Sie, liebe Leserin, lieber Leser, können sich mit Hilfe dieses Buches selbst ein Bild machen. Es enthält eine Fülle von Informationen zu 20 Pärken und Parkprojekten. Zudem enthält das Buch zahlreiche Hinweise, wie Ihr eigener Besuch in einem Park von nationaler Bedeutung zum Erlebnis wird.

Dezember 2010

Otto Sieber
Zentralsekretär Pro Natura

Vom Heinzenberg öffnet sich der Blick auf den
Piz Beverin in seiner ganzen Pracht.



Einleitung

Was ist ein Park?

Pro Natura brachte im Jahr 2000 den Stein ins Rollen: Mit dem Aufruf zur Gründung eines neuen Nationalparks und dem Versprechen, diesem Gebiet eine Million Franken für den Aufbau des Parks zur Verfügung zu stellen, animierte die Naturschutzorganisation viele Randregionen – vorerst im Alpenraum – zur Standortbestimmung. Denn Abwanderung, Subventionskürzungen und mangelhafte Infrastruktur lassen die Zukunft abseits der Ballungsräume mancherorts düster erscheinen. Warum nicht aus der Not eine Tugend machen? Im Ausland gab es teilweise gute Erfahrungen mit neuen Parks, und so brauchte es keinen besonderen Pioniergeist für eine Schweizer Region, um sich auf den Weg zu machen, Park zu werden. Freilich merkten bald manche Interessenten, dass die Gründung eines Nationalparks mit vielen und zu strengen Auflagen verbunden ist. Die Internationale Naturschutzunion (IUCN) hat deshalb sechs Kategorien von Parks geschaffen, die sich in ihren Schutzziele unterscheiden. Das Bundesamt für Umwelt (Bafu) hat einen Teil dieser Unterscheidungen aufgenommen und im November 2007, gestützt auf das revidierte Bundesgesetz für Natur- und Heimatschutz, eine Verordnung über Parks von nationaler Bedeutung erlassen. Neu wurden die Kategorien Regionaler Naturpark und Naturerlebnispark geschaffen. Hinzu kommt das Label der Unesco-Biosphäre, zu denen das Entlebuch und das Münstertal gehören. Es beinhaltet eine vom Menschen geprägte, schützenswerte Kulturlandschaft. Und selbstverständlich gibt es weiterhin den auf Initiative von Pro Natura gegründeten Schweizerischen Nationalpark, der als Wildnisregion eine Tradition von über 100 Jahren aufweist. Er weist als Nationalpark der Kategorie I die strengste Schutzform auf. Jeder weitere Nationalpark sollte eine Kernzone gemäss der Kategorie II nach den Kriterien des IUCN ausweisen. Neben der Kernzone, wo die dynamische Entwicklung der Natur erste Priorität hat, würde er von einer Umgebungszone eingerahmt, welche stärker von Menschen geprägtes Kulturland umfasst. Dennoch weist auch hier der Schutz der Natur eine hohe Priorität auf.

Die weitaus grösste Zahl der in diesem Buch vorgestellten 20 Parkregionen strebt die Anerkennung als Regionaler Naturpark an. Eine Mindestgrösse von 100 Quadratkilometern ist Voraussetzung. Schützenswerte Lebensräume sollten vernetzt und bei neuen Bauten sollte der Charakter des Landschafts- und Ortsbildes bewahrt werden. Ausserdem müssen die Parkverantwortlichen eine nachhaltig betriebene Wirtschaft stärken. Dies beinhaltet die umweltschonende Nutzung der lokalen Ressourcen, die regionale Verarbeitung der im Park erzeugten Produkte und die Förderung eines nachhaltigen Tourismus. Der Regionale Naturpark setzt sich konkrete Ziele und erarbeitet Projekte in den Bereichen Natur, Gesellschaft und Wirtschaft und kann sich somit als nachhaltige Region profilieren. Ein Nationalpark setzt sich höhere Ziele im Bereich Naturschutz. Er muss eine «schöne» oder einzigartige Landschaft besitzen, die kaum beeinträchtigt wird, und eine Kernzone zwischen 50 Quadratkilometern im Mittelland und 100 Quadratkilometern im Alpenraum aufweisen. In den Kernzonen besteht eine Wegepflicht, sie dürfen nicht mit Fahrzeugen befahren werden, der Luftraum ist geschützt, die Jagd nur zur Regulierung der Wildtiere erlaubt und die Bautätigkeit eingeschränkt. Das Sammeln von Gesteinen, Mineralien, Fossilien, Pflanzen und Pilzen ist verboten. Zurzeit sind zwei Nationalparkprojekte in Erarbeitung. Das eine liegt im Gebiet Adula/Rheinwaldhorn, das andere in der Region Locarnese. Beide arbeiten mit viel Geduld und Hartnäckigkeit und möchten es wagen, in die Königsklasse der Parks aufzusteigen.



Die dritte Kategorie ist der Naturerlebnispark, dessen bisher einziger Vertreter der Wildnispark Zürich im Sihlwald ist. Ein Naturerlebnispark hat eine Kernzone von mindestens 4 Quadratkilometern und befindet sich in der Nähe einer Agglomeration. In der Kernzone bestehen ähnliche Regeln wie in der Kernzone eines Nationalparks. Die im Buch beschriebenen Pärke schliessen als Kandidaten mit dem Bundesamt für Umwelt einen über 10 Jahre laufenden Vertrag ab. Der Vertrag formuliert die Rechte und Pflichten einer Parkregion. Zu den Pflichten gehört die Durchführung zahlreicher Projekte, welche die Artenvielfalt, aber auch die nachhaltige Entwicklung der Wirtschaft fördern. Diese Projekte werden meist von den Kantonen unterstützt. Der Vertrag muss demokratisch von den Stimmberechtigten aller Parkgemeinden genehmigt werden. Die Praxis zeigt, dass manche Kandidatenregionen für ihr Gebiet auch andere Bezeichnungen wählen als «Regionaler Naturpark». In den Regionen dominieren oft marktwirtschaftliche Überlegungen. Doch die Besucherinnen und Besucher werden längerfristig jene Parkregionen belohnen, die es mit dem Naturschutz ernst meinen. Denn dies erwarten die Touristen von einer Parkregion: eine intakte Natur.

Martin Arnold

Sonnenaufgang am Geisspfadsee beim Rothorn im Landschaftspark Binnental. Der See liegt nahe an der Grenze zu Italien.

Schweizerischer
Nationalpark

Parc Naziunal Svizzer – Ein einzigartiges Freiluftlabor

«Der Nationalpark ist Gegenstand dauernder wissenschaftlicher Forschung», heisst es im Nationalparkgesetz. Seit den Tagen seiner Gründung im Jahr 1914 sind Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in diesem einzigartigen Freiluftlabor der Schweiz tätig.

Winterzauber im Schweizerischen Nationalpark. Hier herrschen die strengsten Schutzbestimmungen der Schweiz.





Ohne Pro Natura kein Schweizerischer Nationalpark

Der 1909 gegründete Bund für Naturschutz (heute Pro Natura) verfolgte ein klares Ziel: die Finanzierung eines Schweizer Nationalparks. Die Natur sollte einen Platz erhalten, an dem sie sich ungestört von industriellen und touristischen Entwicklungen entfalten konnte und in dem auch die Ausrottung der Wildtiere für immer ein Ende haben sollte. Es brauchte auch die Einsicht der lokalen Bevölkerung im Unterengadin, die übernutzten Weiden und Wälder künftig in Ruhe zu lassen. Geld und fehlende Alternativen gaben letztlich den Ausschlag. Der erste Vertrag wurde bereits 1909 abgeschlossen. 1914 wurden die gepachteten Gebiete zum Nationalpark erklärt. Bis heute trägt jedes Pro-Natura-Mitglied mit einem Franken pro Jahr zum Gedeihen des Nationalparks bei. Der Schweizerische Nationalpark genießt dank der Pioniertat von Pro Natura den Status eines Naturheiligtums in der Bevölkerung: ein Ort, den man gesehen haben muss.

Seit 1919 hat auf der Alp Stabelchod kein Vieh mehr geweidet. Die Alp liegt mitten im 1914 gegründeten Schweizerischen Nationalpark. Hier hat allein die Natur das Sagen. Doch anders als von der Forschung damals erwartet, ist der geschlossene Wald bis jetzt nicht zurückgekehrt. Im Gegenteil: An manchen Stellen könnte man denken, ein Gärtner pflege hier einen englischen Rasen, so kurz geschnitten präsentiert sich das Gras. Doch hier haben weder Mensch noch Nutztier etwas verloren. Für die Besucherinnen und Besucher gilt ein striktes Wegegebot. Es ist das Wild, namentlich Rothirsche in grosser Zahl, das die seit dem frühen 14. Jahrhundert als Alpweiden genutzten Flächen bis heute abgrast. Eine Hochrechnung der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft WSL hat gezeigt, dass es noch 500 bis 600 Jahre dauern dürfte, bis hier wieder ein geschlossener Wald gewachsen ist. Doch, so hat eine Forschergruppe vor einigen Jahren herausgefunden, die Rothirsche können nur bedingt für diese extrem langsame Wiederbewaldung verantwortlich gemacht werden. Die Wildtiere kommen im Nationalpark wohl in grosser Zahl vor, der Bestand liegt aber unter der Schwelle dessen, was die natürlichen Ressourcen ermöglichen. Mit ihren Hufen sorgen sie im Gegenteil dafür, dass sich im dichten alpinen Rasen Lücken auftun, in denen sich Baumsamen einnisten können, die sonst kaum eine Chance zum Keimen hätten. Da und dort haben sich denn auch die ersten Bergföhren eingefunden. Das war vor einigen Jahrzehnten. Seither stagniert die Entwicklung – weshalb, das weiss niemand so genau.

«Es gibt ein paar Indizien», sagt Anita Risch, Gruppenleiterin Tierökologie in der Forschungseinheit Ökologie der Lebensgemeinschaften an der WSL: etwa das Ausbreiten der Fiederzwenke, eines hübsch anzusehenden, leuchtend-hellgrünen Grases, das weder Nutztvieh noch Wild anrühren. So wächst es ungerührt weiter – mit einem Tempo von ungefähr vier Zentimetern pro Jahr. Genetische Untersuchungen haben gezeigt, dass mancher dieser kreisrunden Grasteppeiche auf einen einzigen Halm zurückgeht – Fiederzwenken vermehren sich häufig vegetativ. Die grössten Grasteppeiche haben einen Durchmesser von gut und gern 20 Metern. Sie sind bis 250 Jahre alt und zeigen damit eindrücklich, dass hohes Alter nicht nur Bäumen oder Schildkröten vorbehalten ist.

Auffallend ist auch das gehäufte Auftreten von in der Schweiz seltenen Wiesenameisen auf besonders nährstoffarmen Böden der Alp Stabelchod. Wiesenameisen und Hirsche mögen sich nicht leiden, sie gehen einander aus dem Weg, und so können sich die Ameisenvölker, die nicht auf einem einzigen Haufen, sondern über die ganze Weide verteilt in verschiedenen Haufen leben, recht ungehindert vermehren. Eine ganz ähnliche Entwicklung hat Anita Risch auch an Termitenvölkern im Serengeti-Nationalpark in Tansania beobachtet. Die Wissenschaftlerin, die auch im Yellowstone Nationalpark in den USA forscht, kommt zu einem überraschenden Schluss: «So unterschiedlich die klimatischen Voraussetzungen und die Zusammensetzung von Fauna und Flora in den drei Nationalparks sein mögen, so ähnlich sind die Entwicklungen der Ökosysteme, wenn der Mensch ausgeschlossen bleibt.» Die Tatsache, dass der vergleichsweise winzige Schweizerische Nationalpark den Vergleich mit den berühmtesten Nationalparks der Welt nicht zu scheuen braucht, lässt das Forscherinnenherz schon etwas höher schlagen, auch wenn Anita Risch gleich relativiert: «In der internationalen Forschergemeinde ist der Schweizerische Nationalpark nach wie vor eine Fussnote.»

Dennoch ist er ein Paradies für Forschende verschiedenster Fachrichtungen, ein Freiluftlabor, in dem natürliche Prozesse ungestört vom Menschen ablaufen. Und, so



Nationalparkdirektor Heinrich Haller, die Forschung ist neben dem direkten Naturschutz und der Informationsarbeit eine der drei tragenden Säulen des Nationalparkkonzeptes. Die eigenen wissenschaftlichen Aktivitäten werden in der Publikationsreihe «Nationalparkforschung in der Schweiz» seit 1916 dokumentiert. Doch die Möglichkeiten sind personal- und budgetbedingt begrenzt. Die Arbeit von externen Wissenschaftlern im Park ist deshalb ausdrücklich erwünscht. Zutritt wird jenen Forscherinnen und Forschern gewährt, deren Feldarbeit nur auf dem Gebiet des Nationalparks Sinn macht. Projekte, die sich auch anderswo realisieren lassen, werden in der Regel zurückgewiesen. Denn auch die Wissenschaft soll die natürlich ablaufenden Prozesse im Park möglichst wenig stören. Um die 50 Forschungsprojekte laufen im Durchschnitt gleichzeitig, die Zahl der Forscherinnen und Forscher im Park liegt zwischen 20 und 30.

Geforscht wird im Nationalpark seit den Tagen seiner Gründung – etwa mit bahnbrechenden Arbeiten des Botanikers Josias Braun-Blanquet, des Begründers der Pflanzensoziologie. Mit Pfosten markierte er im Parkgebiet über 100 Flächen, deren Pflanzenbestand seither regelmässig im Abstand von fünf bis zehn Jahren dokumentiert wird – eine weltweit einmalige Datenreihe, deren Auswertung heute den Wissenschaftlern einige knifflige statistische Probleme beschert. Der wissenschaftliche Fokus dieser Arbeiten sei aus heutiger Sicht nicht mehr ganz klar, meint Anita Risch. «Die Flächen wurden vermutlich primär so angelegt, dass sie die Wiederbewaldung dokumentieren sollten.» Doch der Wald lässt, wie man heute weiss, auf sich warten – etwa weil der Tannenhäher, der die Arvennüsse verbreitet, noch bis vor wenigen Jahrzehnten verfolgt wurde. Man war der irrigen Meinung, er würde den Arven schaden. Und so sind Arven bis heute in den von Bergföhren und – weit weniger – Lärchen dominierten Wäldern des Nationalparks eher rar geblieben.

Viele Bergföhrenwälder im Nationalpark brechen derweil grossflächig zusammen. Sie sind Zeugen einer Geschichte, die jahrhundertlang von Kahlschlägen und

Die Ova dal Fuorn ist ein zehn Kilometer langer Gebirgsbach im Nationalpark. Er mündet zwischen zwei Stauwerken in den Spöl.

Neues Nationalparkzentrum

Seit 2008 verfügt der Schweizerische Nationalpark (SNP) über ein neues Nationalparkzentrum in Zernez. Das in Sichtbeton gehaltene Gebäude des Bündner Architekten Valerio Olgiati besticht durch seine geometrischen, klaren Formen und schafft in seiner Sachlichkeit einen gezielt gesetzten Kontrapunkt zu Alpenkitsch und Naturidylle. Auf den Boden der Realität werden die Besucherinnen und Besucher schon im Eingangsbereich geholt, wo gleich eine Vielzahl an nicht immer ganz so stilechten Souvenirs feilgeboten wird. Empfehlenswert ist eine kleine Buchhandlung, in der unter anderem auch die sehr lesenswerten Bände der Reihe «Nationalparkforschung in der Schweiz» und die Nationalparkzeitschrift «Cratschla» aufliegen. Die Dauerausstellung bietet viele multimediale Inhalte, unter anderem einen mit einem Steuerknüppel zu bedienenden virtuellen Alpenrundflug. Besonders gelungen ist der Ausstellungsbereich «Ursprünge», der eindrücklich die vielfältigen Wechselwirkungen der natürlichen Prozesse aufzeigt. Und gelungen sind auch die didaktischen Inhalte für Kinder, die mit einem eigenen Führer die Ausstellung erkunden. Die Audiogeräte, die jedem Besucher mitgegeben werden, erlauben eine lehrreiche inhaltliche Vertiefung auf Knopfdruck. Wechselausstellungen und ein Informationsbereich über Gründer, Unterstützer und Forscher runden das Angebot ab. (FI)



Nur ein kleiner Teil des Val S-charl gehört zum Nationalpark. Noch bis in die 1960er-Jahre lebten hier ganzjährig Menschen. Heute herrscht nur noch im Sommer Betrieb.

Übernutzung der natürlichen Ressourcen geprägt war. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden weite Teile des heutigen Nationalparks letztmals grossflächig abgeholzt. Das Holz wurde auf dem Inn über rund 150 Kilometer bis nach Hall in Tirol geflösst, wo es für die energiehungrigen Salzsiedereien verbrannt wurde. Danach überliess man die Natur sich selbst, und es entwickelten sich die für den Nationalpark charakteristischen Bergföhrenwälder. Sie wachsen im Vergleich zu den anderen im Park vorkommenden Arten relativ schnell und haben daher einen Entwicklungsvorteil. Die Bergföhren bilden nur ein Zwischenstadium der Waldentwicklung und werden im Laufe der Zeit von Lärchen und Arven abgelöst, der natürlicherweise häufigsten Baumart in der Region. Bergföhren werden kaum älter als 250 Jahre. Lärchen und Arven erreichen ein wesentlich höheres Alter von bis zu 1000 Jahren. Sie entwickeln sich zwar langsamer, aber umso nachhaltiger. Von diesem natürlichen Zustand sind die Wälder im Schweizerischen Nationalpark also noch einige Jahrhunderte entfernt.

Der moderne Mensch kann angesichts dieser zeitlichen Dimensionen nur staunen. Auch die Ökologin Anita Risch schmunzelt, wenn sie an die von ihr mitverfasste Studie denkt, bei der sie eine Prognose wagte, wie sich der Wald im Nationalpark entwickeln wird. «Ich kann angesichts unseres eigenen beschränkten Wissens nur hoffen, dass unsere Kollegen dereinst ein mildes Urteil über unsere Arbeit fällen werden.» Manchmal habe sie den Eindruck, dass mit jeder wissenschaftlichen Frage, die geklärt wird, sich zwei neue ergeben.

Es geht um Grundlagenforschung. Denn, so viel man heute weiss über die grundlegenden Funktionen von Ökosystemen, so wenig ist bekannt über die gegenseitige Beeinflussung der Lebewesen, etwa auf einer Weide. Wer frisst am meisten Gras? Die Hirsche? Die Murmeltiere, die auf der Alp Stabelchod häufig vorkom-

Rechte Seite: Il Jalet (2392 m) ist ein markanter Aussichtspunkt im Ofenpassgebiet.





Das Val Tavrü im Val S-charl liegt knapp ausserhalb des Nationalparks. Hier weidet im Sommer noch das Vieh. Im Hintergrund der Mot Tavrü.

Rechte Seite: Der God Tamangur im Val S-charl ist der höchstgelegene Arvenwald der Schweiz. Hier hätte ursprünglich das Herz des Nationalparks liegen sollen. Doch die Bevölkerung wollte das kostbare Alpweideland nicht abgeben.



men? Oder gar die vielen Heuschrecken, die zu Dutzenden aufschrecken, wenn man sich ihnen nähert? Wie wird sich die Vegetation entwickeln, wenn Wölfe, Luchse oder Bären das Wild bedrängen? Spielen dann vielleicht tatsächlich die Insekten die Hauptrolle? Um herauszufinden, welche Rolle die Tiere spielen, die sich von Pflanzen ernähren, musste ein ganzes Netz von Umzäunungen aufgebaut werden, die nach und nach alle Protagonisten ausschliessen: zuerst den Hirsch, dann das Murmeltier, die Mäuse und schliesslich die Insekten. Dieses Vorgehen war Neuland im Nationalpark, wo jahrzehntelang die strikte Weisung gegolten hatte, dass der Mensch nicht in die natürlichen Abläufe eingreifen darf. Es habe einiges an Überzeugungsarbeit gebraucht, bis sich die Forschungskommission für das Unterfangen habe gewinnen lassen, sagt Anita Risch.

Im Sommer 2009 war es so weit. Auf insgesamt 18 gehegeartigen Flächen, die eine Hälfte auf nährstoffreichen, die andere auf nährstoffarmen Böden, wurden die Absperrungen installiert. Dazu kamen verschiedene Messgeräte. Um statistisch relevante Daten zu erhalten, sind die Ergebnisse von mindestens fünf Probeflächen pro Bodentyp nötig. Und in dem von extremen Wind- und Wetterereignissen geprägten klimatischen Umfeld der Hochalpen kann nicht garantiert werden, dass alle Flächen über die geplante Dauer des Feldexperiments von fünf Jahren tatsächlich funktionsstüchtig bleiben. Schon ein gerissenes Netz, das Insekten abhalten soll, kann die Ergebnisse verfälschen. Regelmässige Kontrollen sind deshalb nötig. Dazu kommt die Erfassung der pflanzlichen Entwicklung. Jede Pflanze zu zählen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Mit einem in den USA entwickelten Verfahren lässt sich eine repräsentative Auswahl erheben: eine Knochenarbeit für das Team aus Doktoranden, Studierenden und Praktikanten, die sich wie Erbsenzähler vorkommen müssen, wenn sie einen schmalen Stab durch die Löcher eines Rahmens in Schrägrichtung in den Boden stecken und dann jede Pflanze benennen, die den Stab berührt: 160 Arten gilt es dabei auf einen Blick zu unterscheiden. Erst mit dieser riesigen Datenfülle wird es möglich sein, dereinst Aussagen zu machen, wie sich Pflanzengemeinschaften unter Ausschluss bestimmter oder aller Tiere, die sich von ihnen ernähren, entwickeln. Ob das Kapitel «Entwicklung der Weiden im Nationalpark» neu geschrieben werden muss, wenn die Daten in einigen Jahren ausgewertet sind? Das sei wohl etwas gar hoch gegriffen, entgegnet Anita Risch. «Aber wir werden einen weiteren Puzzlestein in diesem ausserordentlich komplexen Ökosystem einfügen. Und vielleicht sind es ja gleich mehrere.» (FI)

Wanderung

Es ist der Klassiker im Nationalpark, die rund dreistündige Wanderung auf dem Naturlehrpfad mit dem Piz Margunet (2328 m) als höchstem Punkt (Route Nr. 17). Ausgangspunkt ist der Parkplatz Nr. 8 (Postautohaltestelle). Von dort geht es sanft ansteigend über die Alp Stabelchod hinauf zum Margunet und über das wild-romantische Val dal Botsch zum Parkplatz Nr. 6 an der Ofenpassstrasse (Postautohaltestelle beim Hotel Il Fuorn). Dort besteht auch eine Verpflegungsmöglichkeit. Die Wanderung ist auch für Kinder sehr gut geeignet. Im Schweizerischen Nationalpark besteht ein striktes Wegegebot, das Mitnehmen von Hunden ist verboten. Rund 80 Kilometer Wanderwege sind markiert und frei zugänglich. Hirsche, Gämsen und Steinböcke kennen die markierten Wege im Nationalpark. Sie bewegen sich im Respektabstand von wenigen Hundert Metern völlig ungehindert. Das Wissen um die Gefährlosigkeit der Menschen auf den markierten Wegen wird über die Tiergenerationen hinweg weitergegeben. Doch unvorsichtig sind sie deshalb nicht. Sie reagieren unvermittelt, wenn jemand – verbotenerweise – die gewohnten Pfade verlässt. Nicht mit blossem Auge, aber mit einfachen Feldstechern können die scheuen Tiere deshalb bewundert werden. Doch es braucht schon ein wenig Glück und Geduld, um weidende Gämsen auf der Alp Stabelchod oder spielende



Murmeltiere im Val dal Botsch zu erleben. Im Nationalparkzentrum kann ein digitaler Guide ausgeliehen werden, der mit Satellitenunterstützung jeweils am richtigen Ort die richtigen Informationen als Ton, Bild und Text bereithält.

Anreise

Mit der Rhätischen Bahn nach Zernez und weiter mit dem

Postauto in Richtung Ofenpass. Entlang der Ofenpassstrasse gibt es verschiedene Haltestellen.

Übernachtung/Essen

Hotel Parc Naziunal
Il Fuorn
7530 Zernez
Telefon +41 (0)81 856 12 26
www.ilfuorn.ch

Das einzige Hotel im Nationalpark bietet komfortable Zimmer. Aus den Zimmerfenstern lassen sich in der Dämmerung weidende Hirsche beobachten.

Berggasthaus Buffalora

7532 Tschiers
Telefon +41 (0)81 858 51 74
www.gasthaus-buffalora.ch
Das Gasthaus liegt direkt neben der Postautohaltestelle und bietet eine hervorragende Küche mit regionalen Spezialitäten.

Auskunft

Schweizerischer Nationalpark
Schloss Planta-Wildenberg
7530 Zernez
Verwaltung:
Telefon +41 (0)81 851 41 11
Besucherzentrum Zernez:
Telefon +41 (0)81 851 41 41
www.nationalpark.ch

Karten

Landeskarten 1:25 000,
1218 Zernez, 1219 S-charl
Landeskarte/Wanderkarte
1:50 000, 259/259T Ofenpass



Val Müstair

Ein Himmel mit vielen Gesichtern

Mal schön und erhaben, mal
grausam und voller Gefahren,
sternenübersät oder Sehnsucht
erweckend – so zeigt sich der
Himmel im Münstertal.

Blick von der Umbrailpassstrasse auf das
Münstertal im Oktober, wenn die Herbstfärbung
der Lärchen beginnt.







Herbststimmung bei Valchava.

Jahrelang hat Hansjörg Weber, Leiter der Aussenstelle Münstertal-Zerneß der Forstregion Südbünden, gezittert, wenn der Himmel im Münstertal seine Schleusen öffnete. 1977 war es schon einmal passiert: Aus den steilen Flanken des Schaibias oberhalb von Santa Maria löste sich nach schweren Regenfällen eine Mure. Sie drang bis ins Tal vor und verschüttete das Bett des Rombachs. Ein See staute sich auf, Tage des Bangens und Hoffens folgten. Eine mögliche Flutwelle hätte Santa Maria schwer getroffen. Es kam zu Evakuationen, aber glücklicherweise nicht zur Katastrophe. «Das kann heute kaum mehr geschehen, die kritischen Hänge haben wir in den vergangenen 15 Jahren nach und nach stabilisiert. Jetzt können wir ruhig schlafen. Die Gefahr ist vorerst gebannt.» Etwa in diesem extrem steilen Couloir an der Nordseite des Hanges, dessen Untergrund so porös ist wie ein Sandhaufen. Mit Baumstämmen haben die Forstarbeiter zwei künstliche Schneisen geschaffen, in denen das Wasser schnell genug abfließen soll. Damit will man eine Unterspülung des Untergrundes verhindern. Weber schmunzelt, wenn er von einer Begehung mit Dorfpolitikern erzählt, die im steilen Gelände in einer veritablen Rutschpartie endete. «Das ist die Realität des Münstertals, mit der die Menschen seit Jahrhunderten leben müssen.» Die Rätoromanen wissen auch im Sprachgebrauch die Gefahren zu differenzieren: Valatsch heissen die gefährlichsten, steilen Couloirs, ein Tal mit durchschnittlicher Hangneigung wird Valina genannt, ein harmloses, flaches Tälchen heisst schlicht Valletta. Doch die sind die Ausnahme im Münstertal. Schier überall kommt der Berg ins Tal. Die so sanft ansteigenden Matten im Talgrund des unteren Münstertals sind nichts weiter als die Schutthalden einer gewaltigen Erosionskraft, die sich durch das brüchige Gestein der umliegenden Gipfel frisst.

Forstwirtschaft wird im Münstertal zur steten Auseinandersetzung mit diesen Kräften, die es zu zähmen gilt. Das wussten schon die Vorväter, die Gräben in den Weiden anlegten, um das Wasser zu sammeln und abzuleiten und so ihre Siedlungen zu schützen – oder um es auf jene Matten zu bringen, die wegen Wassermangels auszutrocknen drohten. Heute gilt es, nicht nur die Siedlungen im Münstertal vor Unbill zu bewahren, sondern ganzjährig auch die Verkehrswege wie die Ofenpässstrasse, die einzige direkte Verbindung des Münstertals mit dem Rest der Schweiz. Lawinen sind hier das kleinere Problem. Die Gefahr droht nach starken Niederschlägen im Sommer, wenn ganze Hänge abzurutschen drohen. Als bestes Mittel zur Bändigung haben sich Kästen aus Lärchenholz erwiesen, die in Hangrichtung in die potenziellen Rutschzonen hineingebaut werden, um das Wasser rasch abfließen zu lassen. Lärchenholz verrottet nur sehr langsam und hält über viele Jahre dicht.

Lärchen sind trotz ihrer optischen Dominanz nicht die häufigsten Bäume im Tal. An erster Stelle stehen die Fichten mit rund zwei Dritteln, gefolgt von den Lärchen, die etwa jeden vierten Baum stellen, und den Arven, die nur acht Prozent des Baumbestandes ausmachen. Das Arvenholz ist in den heimischen Schreinereien begehrt. Die Möbel und Innenausstattungen aus diesen Betrieben finden weit übers Tal hinaus Abnehmer. Während die Lärchen für Schutzbauten von grosser Bedeutung sind, ist die Fichte kaum begehrt. Der grösste Teil wird ins benachbarte Vinschgau exportiert, wo es noch kleinere Sägereien gibt, die sie zu verwerten wissen. Den weiten Weg durch Graubünden in die Grosssägerei in Domat/Ems hatte Weber wegen der hohen Kosten und der ökologisch fragwürdigen Transportwege gemieden. Praktisch ausgereizt ist im Münstertal die Reserve von Holz als Energieträger. Die öffentlichen Bauten werden heute bereits weitgehend mit Holz geheizt, und mehr Energieholz geben die Wälder nicht mehr her. Der Holzanteil am Energieverbrauch

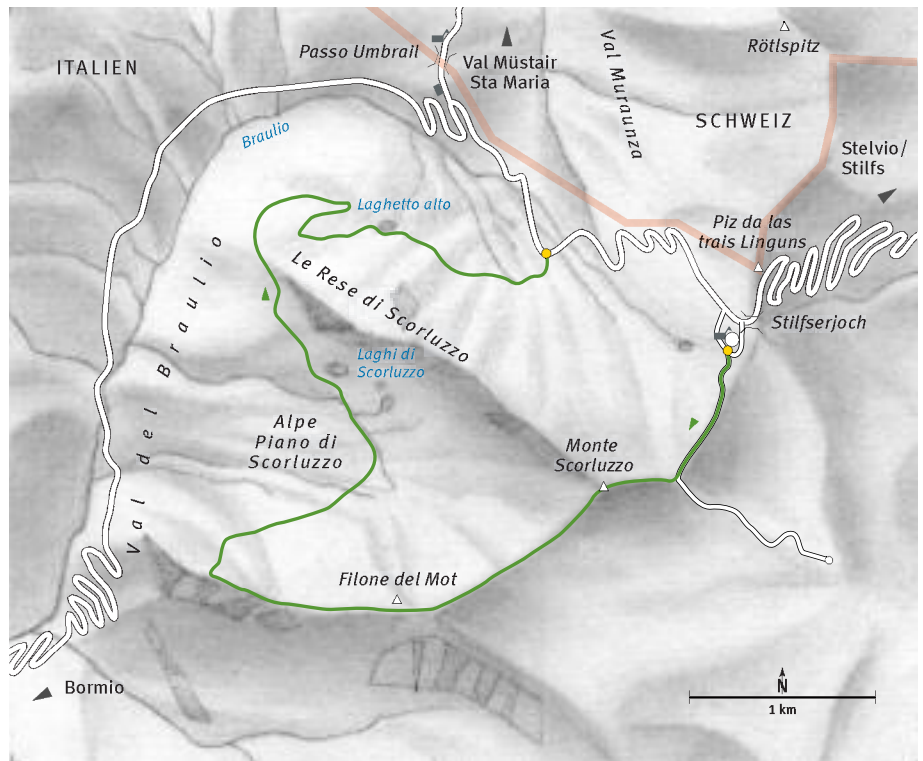


liegt dennoch nur bei wenigen Prozenten – die nachhaltigen Energiebäume wachsen auch im waldreichen Münstertal nicht in den Himmel. Eine wichtige Rolle im Tal als Arbeitgeber spielt der Forstbetrieb mit zehn Angestellten. Sie erfüllen eine überlebenswichtige Aufgabe für die ganze Gemeinschaft: Die Hälfte ihrer Arbeitszeit beschäftigen sie sich mit den Verbauungen – und schützen damit ein ganzes Tal vor den Gefahren des Himmels.

Mit Holz wird auch das Kloster Müstair geheizt. Es wärmte schon seine Gründer in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Ehrfurcht überkommt einen beim Betrachten der Fresken in der Klosterkirche. Die ältesten sind nach mehrfacher Übermalung erst zwischen 1947 und 1951 freigelegt worden. Sie stammen aus den Anfängen des Klosters und sind etwa 1200 Jahre alt. Sie erzählen vom Leben Jesu, seinem Leiden und der Auferstehung, vom Leben und Tod des Kirchenpatrons Johannes des Täufers, der enthauptet wurde, und vom Martyrium des heiligen Stefan – fast müsste man bei so viel roher Gewalt ein Jugendschutzschild anbringen. Auch Schwester Domenica fragt sich manchmal, woher diese Lust an der Darstellung der Marter an den Heiligen kam. Es sei halt auch darum gegangen, die des Lesens Unkundigen, damals noch die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, an die Heilbotschaft des Christentums heranzuführen. An der Erhabenheit des bemalten Himmels in der Klosterkirche, von dessen Farben – bedingt durch die jahrhundertlange Verwitterung – vor allem die rötlichen Töne erhalten geblieben sind, vermögen diese Schauergeschichten nichts zu ändern. In all diesen Jahrhunderten gab es keinen Tag, an dem nicht die Gebete der Klosterinsassen auf diesen Himmel gerichtet waren.

Es gibt nicht viele sakrale Bauten auf der Welt, die auf eine so lange Tradition zurückblicken. Bis ins 12. Jahrhundert war Müstair ein Männerkloster, danach zogen Benediktinerinnen ein und sind bis heute geblieben. Schwester Domenica hatte schon als Kind davon geträumt, einmal ins Kloster zu gehen. Sie ist nur einen Steinwurf entfernt aufgewachsen. Es war die Klosterkirche mit ihren Fresken, die sie so

Der Ofenpass bildet die markante Barriere zwischen Münstertal und Unterengadin.



Die ältesten Fresken der Klosterkirche Müstair sind über tausend Jahre alt.



faszinierte, dazu die wahrhaft himmlischen Gesänge der Klosterfrauen. Die Eltern aber rieten ihr vom Gang ins Kloster ab. Sie solle zuerst eine Ausbildung machen. So wurde sie Kindergärtnerin, zog weg aus dem Tal – und vergass ihren Kindheitstraum. Doch er kehrte zurück, in grosser Klarheit. Da war sie schon 22, und als sie tatsächlich ins Kloster eintrat, zweifelte sie keine Sekunde daran, dass dies ihr Platz war, ihre Gemeinschaft, und sie bereute den Schritt keinen Tag. Ihrem Beruf blieb sie auch im Kloster treu. Die Nonne und Kindergärtnerin führte Generationen von Kindern aus Müstair im klostereigenen Kindergarten ins schulische Leben ein. Schwester Domenica ist mit 66 Jahren im Pensionsalter wie die Mehrheit der 13 Nonnen, die heute im Kloster Müstair leben. Die jüngste ist 47, die älteste 85 Jahre alt. Der Nachwuchsmangel ist unübersehbar, und der Austritt einer jungen Novizin, die sich gegen das abgeschiedene Leben hinter den Klostermauern entschied, sei ein Schock für alle gewesen. Die Regeln des Klosters sehen zwar Besuche vor, erlauben es den Nonnen aber nur in Ausnahmefällen, das Kloster zu verlassen, um Freunde oder Verwandte zu besuchen. Schwester Domenica sah ihr Elternhaus wohl aus dem Klosterfenster, betreten hatte sie es nach ihrem Eintritt aber erst wieder bei einer Erkrankung des Vaters. In regem Kontakt habe sie mit ihrer Familie dennoch gestanden, aber es blieben ihr ganzes klösterliches Leben lang zwei strikte voneinander getrennte Welten. Ob sie dem Himmel im Kloster näher kommt? Schwester Domenica verneint. «Darum geht es mir nicht. Um Gott nahe zu sein, muss ich nicht im Kloster leben. Aber das Leben in einer spirituellen Gemeinschaft, das Teilen des Alltags und das gemeinsame Gebet, das gibt es nur hier. Es ist meine Welt.»

Dem Himmel ganz nah rücken Jitka und Vaclav Ourednik – und sind doch unendlich weit weg von ihm. Die beiden Gehirnforscher haben ihre akademischen Kar-

Wanderung

Von der Passhöhe des Stifserjochs geht es über einen Fahrweg, auf dem Tanklaster Benzin zu den Hotelanlagen bei der Bergstation der Seilbahn transportieren, bis zu einer Wegmarkierung, die den gefahrlosen Aufstieg zum Monte Scorluzzo anzeigt. Auf der rechten Seite des Pfades finden sich nach wenigen Metern die Schützengräben und Granatenkrater aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, kurz vor dem Gipfel auch der Eingang zu den kavernenartigen Soldatenunterkünften. Vom Gipfel bietet sich ein herrlicher Fernblick. Der Abstieg auf einer steilen, teils mit Ketten gesicherten Krete erfordert Trittsicherheit und stellenweise auch Schwindelfreiheit. Rund 300 Höhenmeter tiefer passiert man die gut erhaltene erste Stellung der Italiener. Nun geht es deutlich flacher bis zu einer Ansammlung von Ruinen auf einer Anhöhe: dem ehemaligen Basislager der italienischen Truppen, von den Einheimischen «Macciu Piccu» genannt. Heute ist es das Reich einer stattlichen Steinbockkolonie und einer einsamen Gämse, der einzigen Überlebenden eines ausserordentlich strengen Winters. Nach einem einfachen Abstieg geht es über sanfte Matten, durch die sich ein weiterer Schützengraben zieht, hinüber zu den hübschen Laghi di Scorluzzo und dann über eine weitere Krete zurück zur Passstrasse. Am Weg, nur wenige Hundert Meter von der Schweizer Grenze entfernt, bauten die Italiener seinerzeit

eine grosse Kaverne, deren Artilleriekanonen sowohl auf österreichische als auch auf schweizerische Stellungen gerichtet waren. Die Wanderung dauert 4 Stunden. Der Verein «Stelvio-Umbraill» bietet vier geführte, militärhistorische Wanderungen am Stifserjoch an, darunter auch die Tour zum Monte Scorluzzo. Die gut markierten Wanderwege können aber auch individuell begangen werden. Mehr auf den Webseiten des Naturparks www.biosfera.ch und des Vereins www.stelvio-umbraill.ch.

Anreise

Mit der Rhätischen Bahn nach Zernez. Von dort fährt regelmässig, allerdings nicht stündlich, ein Postauto nach Santa Maria und Müstair.

Übernachtung/Essen

Benediktinerinnen-Kloster
St. Johann
Gästehaus des Klosters
7537 Müstair
Telefon +41 (0)81 851 62 23
www.muestair.ch
Das Kloster Müstair bietet komfortable Zimmer und hervorragendes Essen innerhalb der Mauern der Klosteranlage. Teilnahme an den Andachten ist möglich.

Hotel Münsterhof
7537 Müstair
Telefon +41 (0)81 858 55 41
www.muensterhof.ch
Lokale Spezialitäten in gemütlicher Arvenholz-Atmosphäre. 16 Zimmer mit antiken Ausstattungselementen.

Nachmittagsstimmung im Herbst bei Santa Maria im Münstertal.

Empfehlenswert

«Museum 14/18»
Chasa Plaz
7536 Sta. Maria
Telefon +41 (0)81 858 53 53,
+41 (0)77 254 38 54
Das «Museum 14/18» präsentiert ein eindrückliches Bild der Zeit um den Ersten Weltkrieg.

Auskunft

Biosfera Val Müstair
Center da Biosfera
Chasa Cumünala
7532 Tscherv
Telefon +41 (0)81 850 09 09
www.biosfera.ch

Karten

Landeskarten 1:25 000,
1239 Sta. Maria, 1239^{bis} Müstair,
1219 S-charl Landeskarte/
Wanderkarte 1:50 000,
259/259T Ofenpass





Das Kloster Münstair zählt zum Weltkulturerbe der Unesco. Seit über 1200 Jahren wird hier gebetet.

rieren in Nordamerika abgebrochen, um sich einen alten Traum zu erfüllen: eine Sternwarte dort, wo der nächtliche Himmel noch weitgehend frei ist von Lichtverschmutzung, wo ein ungetrübter Blick ins Weltall möglich ist. Fündig wurden sie in Lü, das auf 1900 Metern hoch über dem Münstertal thront. Nicht irgendeine Sternwarte sollte es sein, sondern eine, die mit modernsten Instrumenten und ausgeklügelter Elektronik einen Weitblick erlaubt, wie er sonst nur professionellen Astronomen vorbehalten ist. Die beiden möchten ihren Lebensunterhalt mit der Sternwarte verdienen: Sie kann gemietet werden, und in Kursen vermitteln sie auch das nötige Know-how. Denn es braucht mehr als nur ein wenig Fachwissen, um in die Tiefen des Weltalls einzutauchen. Die Zeiten, als Astronomen einfach durchs Fernrohr blickten, sind längst vorbei. Heute tasten vollautomatische Spiegelteleskope den Himmel ab und folgen dessen Verlauf. Drei Teleskope sind im «Alpine Astrovillage» im Einsatz. Sie stehen etwas ausserhalb des Dorfes und sind per Glasfaser mit dem Astrozentrum verbunden. Gesteuert werden sie vom Computerraum aus. Denn das, was es später auf den fantastisch anmutenden Aufnahmen zu sehen gibt, ist das Ergebnis manchmal tagelanger Belichtungen auf den Fotochips hochauflösender Digitalkameras – nur so lässt sich das spärliche Licht von unvorstellbar weit entfernten Galaxien überhaupt einfangen.

Die Hobby-Astronomen seien heute vor allem in Nordamerika ernst genommene Partner der Profis, sagt Vaclav Ourednik. In Europa werde hingegen noch allzu oft eine Trennlinie gezogen. «Das ist reiner Standesdünkel, denn auch die ambitionierten Amateure liefern heute erstklassige Resultate. Und manchmal, wenn es etwa um die Entdeckung von Meteoriten oder neuen Planeten geht, sind sie gar schneller.» Mit dem «Alpine Astrovillage», so hofft Ourednik, soll die Kluft zwischen Profis und Amateuren auch in Europa kleiner werden. Wobei der Begriff Amateur in diesem Falle bereits eine deutliche Trennlinie zieht zum Laien – der angesichts der ausgesprochen komplizierten Materie sehr rasch am Ende seines Lateins ankommt. Für ihn ist die Sternwarte auch nicht gedacht. Der Aufstieg in diesen – realen und doch nur virtuell zu erlebenden – Himmel will erlernt sein. Die Ouredniks bieten dazu Kurse an.

Ein echtes Stück näher kommt dem Himmel, wer sich an den Aufstieg zum Monte Scorluzzo (3094 m) macht, dem wohl am leichtesten zu besteigenden Dreitausender der Alpen. Es sind nur gerade 350 Höhenmeter von der Passhöhe des Stilfserjochs aus, dem höchsten Strassenübergang der Alpen. Doch schon nach wenigen Metern lässt sich erahnen, dass hier vor knapp 100 Jahren die Hölle auf Erden geherrscht haben musste. Ein tiefer Graben zieht sich entlang der Krete bis zum Gipfel, der ganze Berghang ist von metertiefen Löchern durchsetzt. Es sind Schützengräben und die Einschussnarben von Granaten aus den Jahren 1915 bis 1918, als sich hier, mitten im Niemandsland des Hochgebirges, einer der absurdesten Kriegsschauplätze der Geschichte befand. Österreichische und italienische Truppen standen sich gegenüber, stets beobachtet von Schweizer Einheiten, die zur Grenzsicherung im damaligen Dreiländereck eingezogen worden waren. Kurz nach Kriegsbeginn hatten österreichische Truppen in einem Handstreich die Italiener überrumpelt und den auf italienischem Staatsgebiet liegenden Monte Scorluzzo eingenommen. Es war der einzige Geländegewinn an diesem Frontabschnitt. Dreissig italienische Versuche der Wiedereroberung scheiterten in den folgenden drei Jahren – der letzte noch einen Tag vor Abschluss des Waffenstillstandes am 4. November 1918. Auf dem Abstieg durch steiles, felsiges Gelände hinunter zu den itali-

Rechte Seite: Am Rom gedeihen schnell wachsende Bäume wie Pappeln, die einen reizvollen Kontrast zur sonst von Nadelbäumen dominierten Landschaft bilden.





Der Rom durchfliesst das Münstertal.

enischen Stellungen begreift man, durch welche Hölle jene Soldaten zu gehen hatten, die hier einen Sturmangriff unternehmen mussten. Bis hinauf in die Eiswüsten am Monte Cristallo (Hohe Schneide) und an der Trafoier Eiswand wurde gekämpft, und selbst auf der Spitze des Ortler (3905 m) waren österreichische Geschütze aufgestellt. Noch schlimmer als die Kämpfe waren die Umweltbedingungen. Im Dezember 1916 kamen nach verheerenden Schneefällen über 6000 Soldaten bei Lawinenniedergängen ums Leben. Das grösste Problem in den Stellungen war die Energieversorgung. Ging das Brennholz aus, war der Tod durch Erfrieren näher als jener durch Verhungern oder eine feindliche Kugel oder Granate. Über 200 000 Mann sind in den Kriegsmonaten an der «Ortlerfront» ums Leben gekommen, als dessen Ergebnis Österreich das Südtirol und weitere Gebiete an Italien abtreten musste. So wurde das einstige Dreiländereck zur Grenze zwischen der Schweiz und Italien.

Ein gutes Jahrhundert später sind die Grenzen zwischen Österreich und Italien dank Währungs- und Zollunion der Europäischen Union so offen wie nie zuvor seit der Einführung von Passkontrollen. Und auch die Schweiz hat mit dem Beitritt zum Schengen-Abkommen als Nicht-EU-Mitglied nachgezogen. Die Eiskletterer, die sich heute die gewaltige Wand des Monte Cristallo hinaufwagen, wissen wohl kaum, dass österreichische Truppen hier einst einen Tunnel durch den Gletscher bohrten, um die Italiener, die auf 3500 Meter Höhe eine Stellung hielten, zu überraschen. Das Vorhaben scheiterte, und es kam zum Stellungskrieg im ewigen Eis – und zu einem internen Burgfrieden. Denn beidseits der Schützengräben war man sich einig: Hier gab es nichts mehr zu gewinnen, hier ging es für alle nur noch ums nackte Überleben. Und so schossen die Soldaten, wenn ein Schiessbefehl kam, stets in den Himmel und verschonten den Feind – ein himmlischer Akt in der Hölle des Krieges.

Die kriegesischen Zeiten sind längst vorbei. Das Interesse für die Gegend hat stark nachgelassen, sodass das Münstertal heute eher gegen die Abwanderung kämpfen muss. Es gibt aber auch gute Gründe, hier zu bleiben. Für Reto Lamprecht ist der

Himmel im Münstertal der schönste der Welt. «Ich war in den Weiten Australiens und Nordamerikas unterwegs. Es war wunderschön, aber dem Vergleich mit meiner Heimat hält es nicht stand.» Lamprecht ist einer der wenigen Jungbauern im Tal. Gemeinsam mit seinem Vater bewirtschaftet er die zusammengelegten Höfe Pütschai Josom und Craistas oberhalb von Santa Maria. Sie packten die Gelegenheit beim Schopf, als Pütschai Josom, dessen Ursprünge bis ins Mittelalter zurückreichen, zu kaufen war. Nun bieten sie dort Ferien auf dem Bauernhof und Schlafen im Stroh an – die ideale Ergänzung zur Mutterkuhhaltung auf den 23 Hektaren des steilen Landes, das sie bewirtschaften.

Noch Ende der 1970er-Jahre gab es im Münstertal über 100 Bauern, die vorwiegend Milchwirtschaft betrieben. Heute sind es noch 53, die mehrheitlich im Nebenerwerb tätig sind. Die Zahl der Milchproduzenten ist gar auf 23 gesunken. Der Rest hat sich auf die Fleischproduktion konzentriert, die weniger arbeitsaufwendig ist. Dieser Strukturwandel der Landwirtschaft hat das Landschaftsbild im Münstertal bisher aber noch nicht nachhaltig verändert. Nach wie vor werden die Alpen bewirtschaftet und das romantische Bild von Kühen, die mit ihren Kälbern weiden, sorgt für einen zusätzlichen Sympathiebonus bei vielen Feriengästen. Für Reto Lamprecht steht die Landwirtschaft dennoch am Scheideweg. «Wir müssen lernen, unsere Produkte selbst zu vermarkten», sagt er. Dazu zählt das Ferienangebot auf dem Bauernhof ebenso wie der Fleisch-Lieferservice in die ganze Schweiz. «Ich könnte das Fleisch auch den Grossverteilern verkaufen. Aber da verschwindet es in der grossen Masse. Wenn ich meine Kunden direkt beliefere, mag mein Aufwand etwas grösser sein. Aber ich erreiche eine Kundenbindung, die mir hoffentlich auch langfristig das wirtschaftliche Überleben sichert.» Mit dem Biosphären-Reservat und dem Naturpark, so die Hoffnung Lamprechts, hätten die Bauern zudem die Chance, sich als Partner stärker zu profilieren. Das gilt auch umgekehrt: Ohne die Bauern hätte der Naturpark nur einen Bruchteil seines Werts. (FI)

Doppelte Auszeichnung

Das Münstertal liegt zwischen zwei grossen Schutzgebieten: dem Schweizerischen Nationalpark und dem italienischen Parco Nazionale dello Stelvio. Nach der Anerkennung als Unesco-Biosphären-Reservat – dessen Kernzone der Schweizerische Nationalpark bildet – hat das Münstertal nun einen eigenen Status. Als anerkannter Regionaler Naturpark geniesst die südöstlichste Ecke der Schweiz nun auch auf nationaler Ebene höhere Weihen.



Blick von der Alp la Munt am Ofenpass ins Münstertal.

Ela

Der Park im Herzen Europas

Mitten im Kanton Graubünden liegt der Parc Ela, der bei weitem grösste Naturpark der Schweiz. Ein Viertel der Fläche ist weitgehend unberührte Natur, ein Drittel sind besondere Lebensräume: Moorlandschaften, Auen, Trockenwiesen.

Oberhalb von Latsch hat man einen schönen Blick auf den Piz Mitgel (3159 m). Links geht es ins Albulatal, rechts nach Tiefencastel.







Nahe Crap Alv liegt eine der Quellen der Albula.

Ein Naturpark ist kein Museum, sondern ein Lebensraum für Pflanzen, Tiere – und Menschen. Der Parc Ela ist mit 550 Quadratkilometer Fläche fast so gross wie der Kanton Glarus und umfasst die Talschaften von Albula und Surses/Oberhalbstein. In der Region Albula-Bergün und Savognin-Bivio haben sich 19 Gemeinden zum grössten Naturpark der Schweiz zusammengeschlossen. Direkt ans Parkgebiet grenzen die Tourismusregionen von Davos, Lenzerheide und Oberengadin/St. Moritz.

«Savognin rettet den Parc Ela», meldete das Schweizer Fernsehen Ende Oktober 2010. Was war geschehen? Zum Ende der Errichtungsphase mussten die Gemeinden des Gebiets über den Parkvertrag abstimmen. Hätte die Gemeinde Savognin Nein gestimmt, so wäre der Parc Ela in zwei Teile zerschnitten gewesen. Es gab Überlegungen, bei diesem schlimmsten aller Szenarien den Parc Ela nur im Albulatal einzurichten. Die Gefahr wurde gebannt. Auch wenn der Gemeindevorstand von Savognin sich gegen das Projekt ausgesprochen hatte, hiessen die Stimmberechtigten den Park gut. Grund der ablehnenden Haltung der Behörde war das Skigebiet, das nach Ansicht des Vorstandes nicht in den Parkperimeter gehörte, ausserdem waren die Bergbahnen gegen das Projekt. «Das Ja zeigt, dass die Bevölkerung die diffuse Angstmacherei der Kritiker nicht geglaubt und sich an die Fakten gehalten hat: Der Naturpark unterstützt die Weiterentwicklung der Region, und es sind keine zusätzlichen gesetzlichen Auflagen zu befürchten», meinte Dieter Müller, Geschäftsführer des Vereins Parc Ela gegenüber dem Fernsehen.

Die Gefahr ist gebannt, der Parc Ela kann in Betrieb gehen. Nur zwei Gemeinden machen nicht mit: Riom-Parsonz, innerhalb dessen Grenzen das Skigebiet von Savognin liegt, und Tinizong-Rona, das ein Wasserkraftwerk plant. Man sieht: Ein Naturpark steht immer an der Schnittstelle von Wirtschaft und Landschaft.

Den Charakter einer Schnittstelle hatte das Gebiet des Parc Ela seit je, sowohl erdgeschichtlich wie auch geografisch oder verkehrshistorisch. So liegt beim Lunghinpass am südlichen Ende des Parks eine Wasserscheide, von der aus Flüsse drei verschiedenen Meeren zustreben: dem Mittelmeer, dem Schwarzen Meer und der Nordsee. Eine solch dreifache Wasserscheide ist einmalig in Europa. Quer durch den Park von Norden nach Süden verläuft – für Laien nicht einfach zu verstehen – auch der Übergang vom ehemaligen afrikanischen Kontinent zum Ozean, der diesen vor über 100 Millionen Jahren vom europäischen Kontinent trennte. Im heutigen Ozean liegt diese Zone in über 5000 Meter Wassertiefe, während man im Parc Ela auf rund 2000 Meter über Meer stellenweise auf dem einstigen Meeresboden steht. Schnittstellen schliesslich sind auch die Pässe Septimer, Julier und Albula, die von alters her wichtige Verkehrsverbindungen zwischen Norden und Süden darstellen.

Der Parc Ela umfasst die beiden Täler Surses/Oberhalbstein und Albulatal mit den sie flankierenden Gipfeln. In seinem Zentrum liegt der Piz Ela, doch gehört auch das Kesch-Ducan-Gebiet dazu. Savognin ist Hauptort des Surses und seiner Seitentäler. Das Tal erstreckt sich über 23 Kilometer von Tiefencastel bis zum Marmorera-Stausee und wird von der Julia (rätoromanisch Gelgia) durchströmt, die über mehrere Stufen vom Julierpass talwärts fliesst und bei Tiefencastel in die Albula mündet. Durchs Surses führte von der Römerzeit bis in die Neuzeit eine der wichtigsten Routen von und nach Italien. Die direkte Verbindung war dabei vom 4. bis zum 17. Jahrhundert der Weg über den Septimerpass zwischen Bivio und Casaccia im Bergell. Nach dem Bau der Kunststrasse über den Julier von 1820 bis 1840 verlor der Septimer an Bedeutung. Gleichzeitig erwuchs dem Julier Konkurrenz durch die Pässe San Bernardino, Splügen und Gotthard, sodass er im europäischen Transitver-



kehr nur noch eine untergeordnete Rolle spielte. Als regionale und touristische Verbindung zwischen Chur und dem Oberengadin blieben der Julier und das Surses aber nach wie vor wichtig und vor allem an Wochenenden kann der rege Durchgangsverkehr heute in einigen Ortschaften zur Last werden.

Grüsst man einen Menschen im Parc Ela, bekommt man nicht selten ein »Allegra« oder »Bun de« zur Antwort. Surmiran heisst das hiesige Idiom des Rätoromanischen, das nur noch von knapp einem Drittel der Bewohnerinnen und Bewohner gesprochen wird. Deutsch hat sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend durchgesetzt, dennoch gibt es einige Gemeinden, in denen mehrheitlich das Rätoromanische gepflegt wird. Eine Besonderheit stellt Bivio dar, die Amtssprache hier ist Italienisch, während das Gemeindeprotokoll auf Deutsch verfasst wird. Der Grund liegt darin, dass der Ort am Septimerpass historisch eng mit dem italienischsprachigen Bergell verbunden ist, dessen Name sich übrigens aus dem lateinischen »Praegallia«, also Vorgallien, ableitet, während Bivio Wegscheide bedeutet, da sich hier die Wege zu den Römerpässen Septimer und Julier gabeln. Deutsch spielte in Bivio schon immer im Transitverkehr und im Umgang mit den Walsern des benachbarten Avers eine Rolle. Im Albulatal hingegen sprechen nur noch wenige Leute Romanisch.

Mit dem Motto »Mein Ziel Savognin« setzte Savognin Ende der 1960er-Jahre neue Massstäbe in der damaligen Tourismuswerbung – und hatte Erfolg. Der Werbespruch lockte jahrelang Tausende von Touristinnen und Touristen ins Tal und auf die Skipisten. Neue Skilifte wurden gebaut und 1969/70 die Gondelbahn von Savognin nach Radons, die fast 35 Jahre bestand. Der Sommertourismus lag hingegen im Dornröschenschlaf. Das beginnt sich allmählich zu ändern, denn das reizarme Sommerklima ist stark von der Alpensüdseite geprägt und zeichnet sich durch eine hohe Zahl an Sonnentagen aus. Ziel des Parc Ela ist es, den Sommertourismus zu fördern, und zwar auf nachhaltige Art und Weise. Es gibt neben Weitwanderwegen ein vielfältiges Angebot an Themenwegen, die das Auge auf die kulturellen und landschaft-

Auf 2000 Meter Höhe liegt die Alp Flix. In den 1960er-Jahren gab es Pläne, die Alp grossräumig touristisch zu erschliessen. Heute sind wohl die meisten froh, dass es nicht dazu kam.

lichen Schätze lenken. Zur Nachhaltigkeit gehören auch die Sicherung von Arbeitsplätzen und die Vermarktung lokaler Produkte. So hat der Parc Ela ein Produktelabel, welches nachweist, dass ein Produkt im Gebiet des Parks mit einheimischen Rohstoffen hergestellt wurde. Das gilt für Möbel ebenso wie für landwirtschaftliche Produkte.

Ein Pionier im Parc Ela ist die Ranch Farsox von Cordo Simeon und Gabi Mani, die den Hof 1998 von den Eltern übernommen haben. Nach anfänglicher Skepsis bewirtschaften sie ihn seit dem Jahr 2002 biologisch. 2005 stellten sie von Milchwirtschaft auf Mutterkuhhaltung um. Der Hof in Alvaneu Bad im Albulatal ist schon von Weitem am grossen Tipi erkennbar. Das Rundzelt kann für Apéros und Anlässe gemietet werden, auch mit Übernachtung. Schlafen kann man aber auch im «Bett im Kornfeld». Im Hofladen gibt es eigene Produkte zu kaufen: Fleisch, Würste, Bündnerfleisch. Forellen kommen aus der eigenen Zucht, welche die Eltern aufgebaut haben. Der Alpkäse stammt von einer Genossenschaftsalp. Farsox ist einer von zwei Höfen im Albulatal, die sich bereits im ersten Jahr des Produktelabels zertifizieren liessen. Insgesamt 40 Höfe gibt es hier, da wäre also noch Platz frei nach oben. Konkurrenten untereinander wären sie nicht, meint Cordo Simeon. Im Gegenteil: «Ich hoffe, dass noch mehr Bauern mitmachen.»

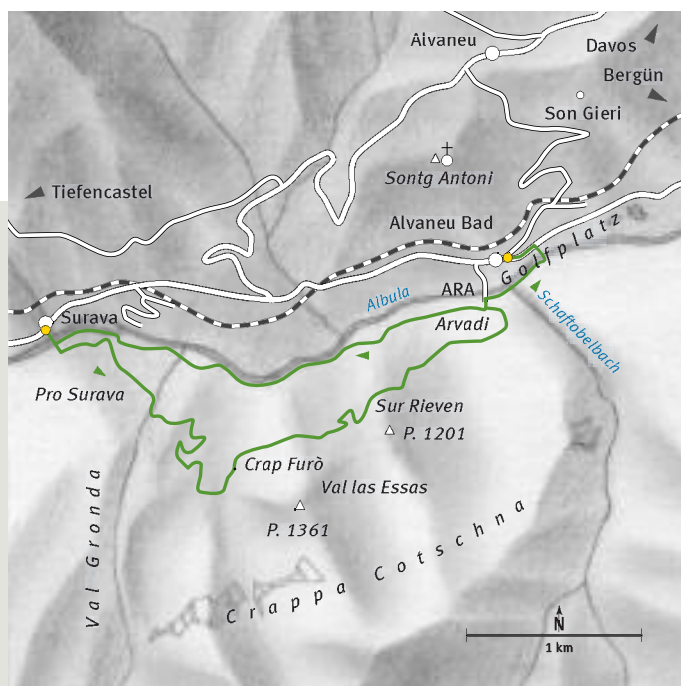
Durch den Parc Ela führt eine Bahn, und zwar nicht irgendeine, sondern die Albulabahn, eine der spektakulärsten Schmalspurbahnen der Welt und mit 55 Brücken

Auf 1918 Meter Höhe liegt der Lai da Palpuogna.
Ursprünglich ein natürlicher See, wird er seit 1898
als Stausee genutzt.



Wanderung

Nicht nur Menschen sind Pioniere, sondern auch Tiere und Pflanzen. Die thematische Wanderung «Pfad der Pioniere», realisiert mit Unterstützung von Pro Natura Graubünden, führt von Surava nach Alvaneu Bad, kann aber auch als Rundwanderung gemacht werden. Vom Parkplatz in Surava geht es über die Albula und geradeaus weiter, kurz darauf nach links und dann rechts in den Wald und später über die Rufe Val Gronda. Der Weg ist mit dem Parc-Ela-Signet gekennzeichnet. Kurz nach der Feuerstelle erreicht man nach einer Stunde den markanten Crap Furò (1204 m), auf Deutsch den «löchrigen Fels». Nur wenige Meter neben dieser 60 Meter hohen Felsnadel liegt der geografische Mittelpunkt Graubündens. Im Naturwaldreservat beim Crap Furò darf seit 2008 kein Baum mehr gefällt werden, damit sich der Wald ungestört entwickeln kann. Von Crap Furò führt der Weg nordöstlich durch das Naturwaldreservat hinab. Nahe der Talsohle befinden sich eine Schwefel- und eine Eisenquelle – das «Gold des Albula-tals». Nach einer Rast geht es entweder der Albula entlang flussaufwärts nach Alvaneu Bad oder flussabwärts zurück nach Surava. Die Wanderzeit beträgt rund 2½ Stunden. Unter www.parc-ela.ch kann eine Broschüre zum «Pfad der Pioniere» mit den Texten der 13 Informationstafeln und einer Karte mit dem Wegverlauf heruntergeladen werden.



Weitere Wanderungen

Alp Flix – Kinder als Forscher

Für Kinder von 7 bis 12 Jahren gibt es bei den Seen der Alp Flix einen vom Parc Ela entwickelten Forscherparcours, auf dem die Kinder mit einem Forscher-Kit eigene Erkundungen über die Artenvielfalt anstellen können. Der Rundparcours beginnt bei Tgalucas an der Haltestelle des Bus Alpin, führt über Lais da Flix und Lai Neir (1938 m) in 2 Stunden wieder zurück nach Tgalucas. Das Forscher-Kit ist für 32 Franken in Tourismusbüros und Hotels der Region erhältlich.

Heidi-Bergweg

Bei Latsch und der Maiensässsiedlung Falein wurde 1952 und 1954 der erste Schweizer Heidefilm gedreht. Die leichte Wanderung führt in 2½ Stunden von Stugl/Stuls auf dem Alpweg hinauf nach Runsolas und über den Höhenweg nach Falein. Von dort geht es via Pnez zurück nach Stugl/Stuls. Von Falein ist auch der Abstieg nach Filisur möglich (rund 800 Höhenmeter, Wanderzeit 1 Std. mehr).

Veia Parc Ela

Dieser Weitwanderweg führt als Rundtour in 15 Tagesetappen von je 4 bis 9 Stunden zu den schönsten Orten entlang der Grenze des Naturparks: Grate, Hochebenen, Moorlandschaften und Gletschergebiete. An den Tageszielen befinden sich Übernachtungsmöglichkeiten in Berghütten oder Hotels in den Dörfern. Die Route kann auch in Ein- oder Mehrtagstouren unterteilt werden.

Anreise

Von Chur mit dem Glacier Express oder mit der Rhätischen Bahn nach Tiefencastel. Von dort mit der RhB und/oder mit dem Postauto in die gewünschte Ausgangspunkt-Region Albula-Bergün oder Savognin-Bivio. Einzelne Ausflugsziele im Parc Ela sind auch mit dem Wanderbus oder dem Alpentaxi erreichbar.

Übernachtung/Essen

Hotel Kurhaus Bergün
7482 Bergün
Telefon +41 (0)81 407 22 22
www.kurhausberguen.ch

Das familienfreundliche Hotel Kurhaus Bergün wurde 2002 von langjährigen Stammgästen erworben und seither Schritt für Schritt in denkmalpflegerischem Sinn renoviert. Das beeindruckende Gebäude wurde 1906 im Jugendstil erbaut.

Hotel Piz Plattä
Alp Flix
7456 Sur
Telefon +41 (0)81 659 19 29
www.flix.ch

Hotel Restaurant Belfort
7492 Alvaneu Dorf
Telefon +41 (0)81 410 70 70
www.belfort.ch

Auskunft

Info- und Buchungsstelle
Parc Ela
c/o Savognin Tourismus
im Surses
Stradung
7460 Savognin
Telefon +41 (0)81 659 16 18
www.parc-ela.ch

Karten

Landeskarten 1:25 000,
1216 Filisur, 1236 Savognin,
1237 Albulapass, 1256 Bivio
Landeskarten/Wanderkarten
1:50 000, 258/258T Bergün/
Bravuogn, 268/268T Julierpass
Wanderkarte 1:50 000 Parc Ela,
erhältlich in den Tourismusbüros des Parks